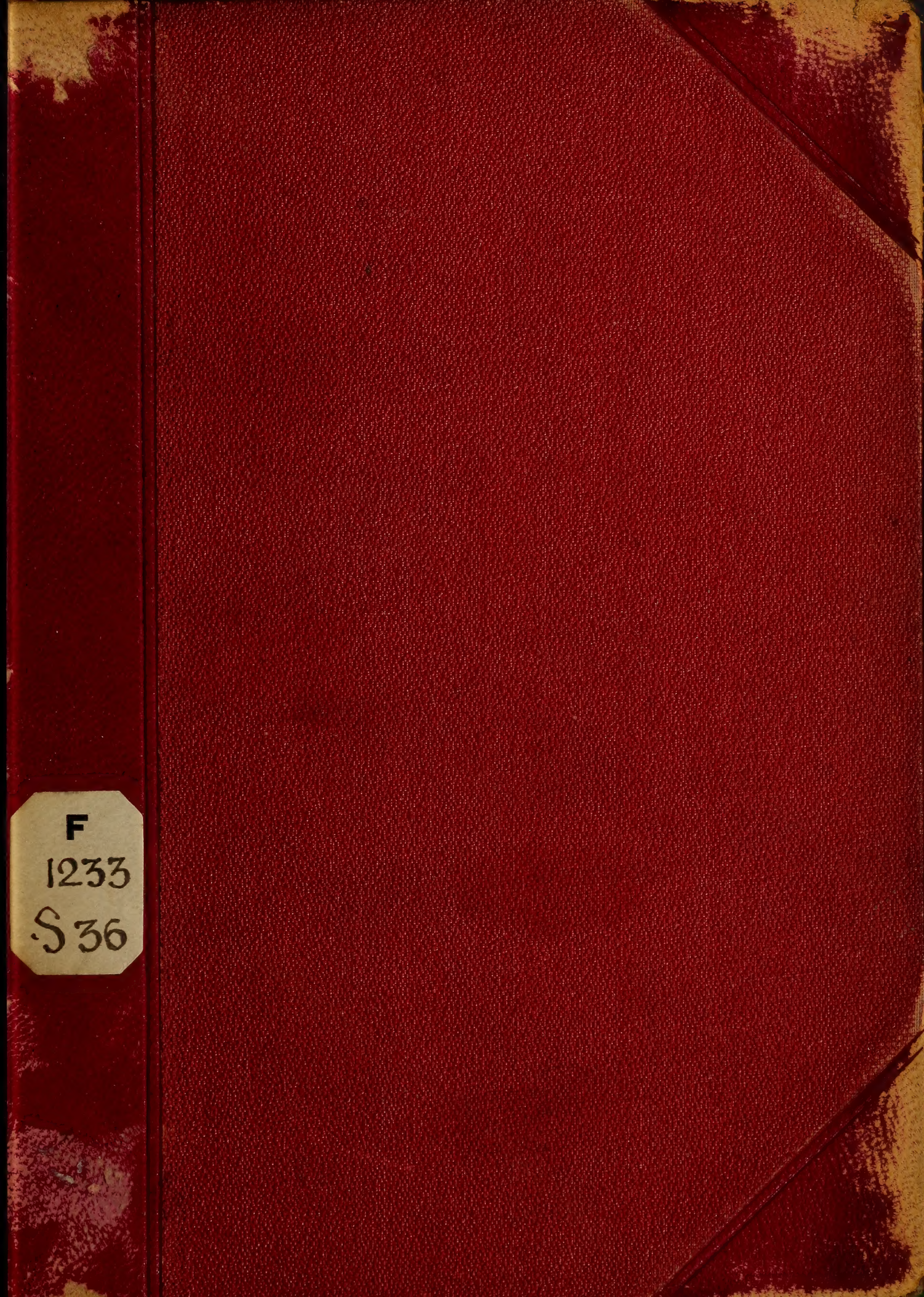
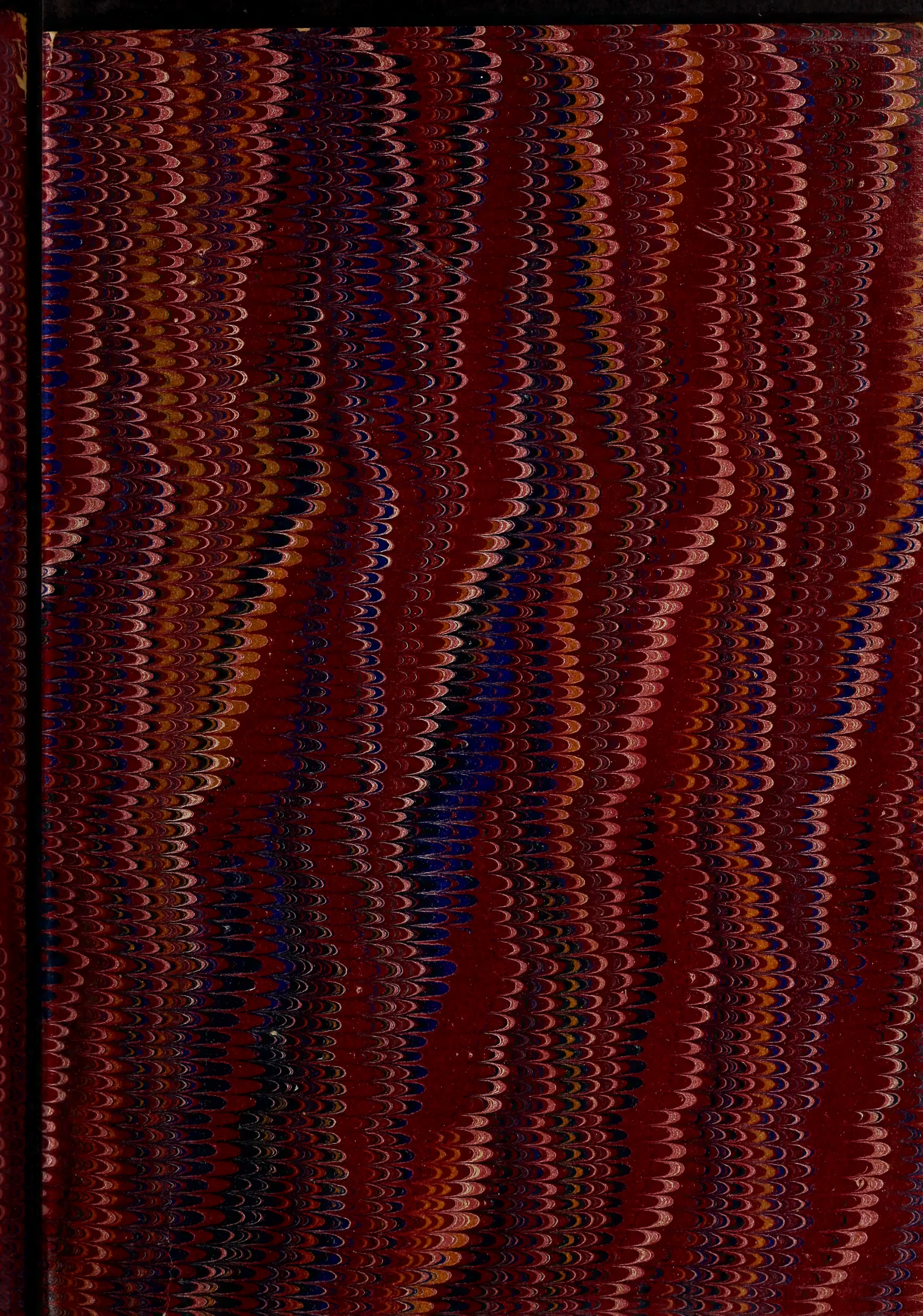
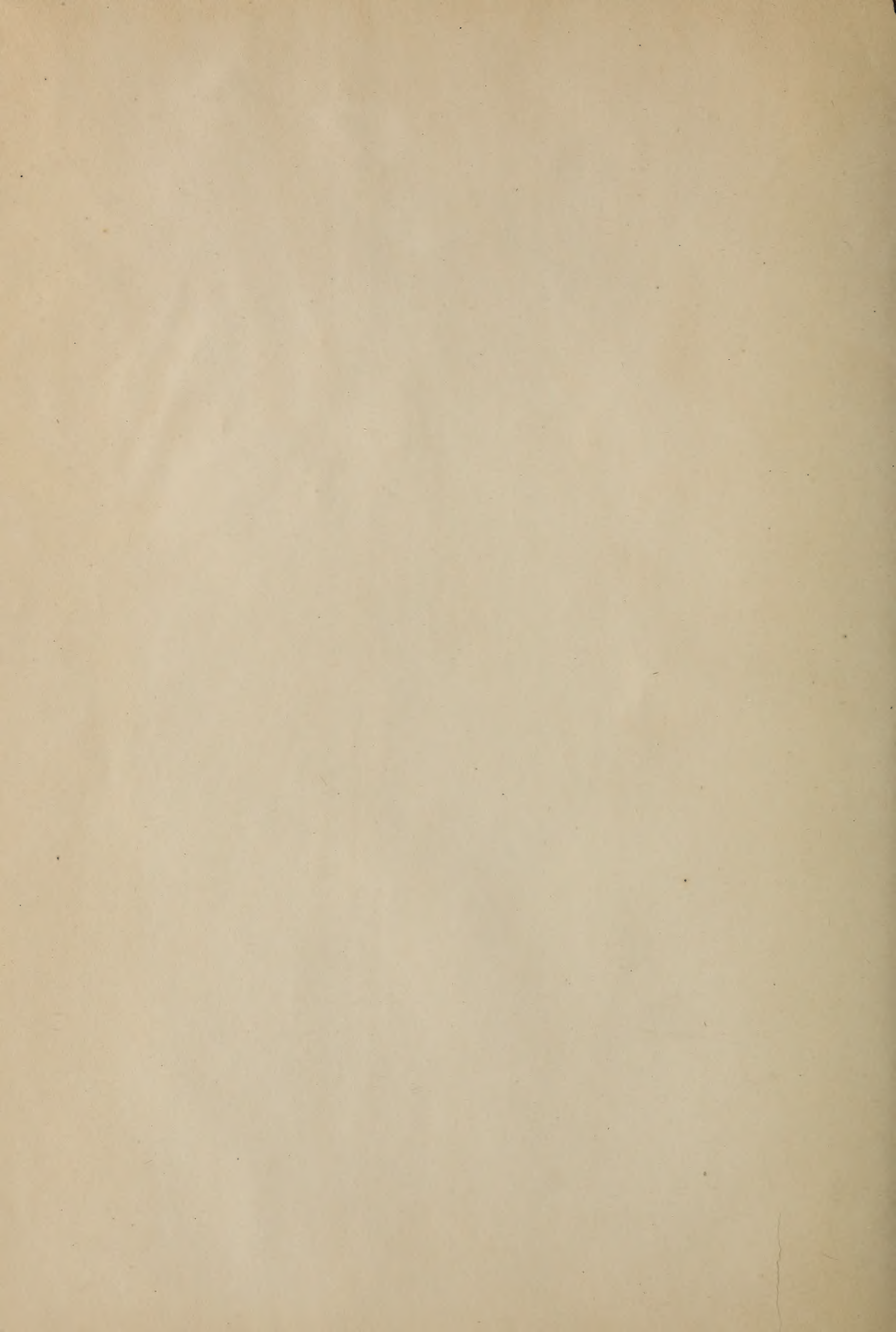
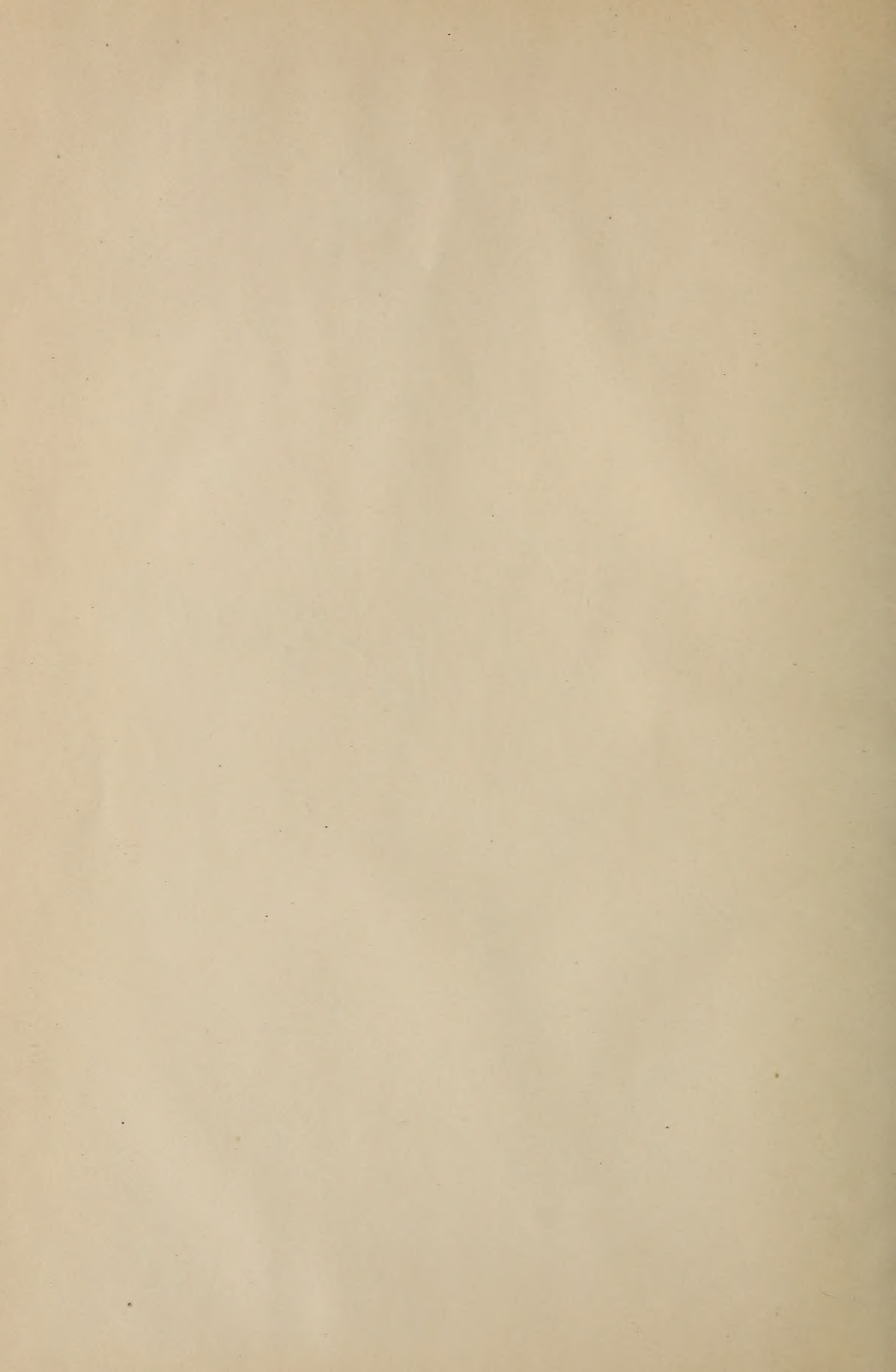


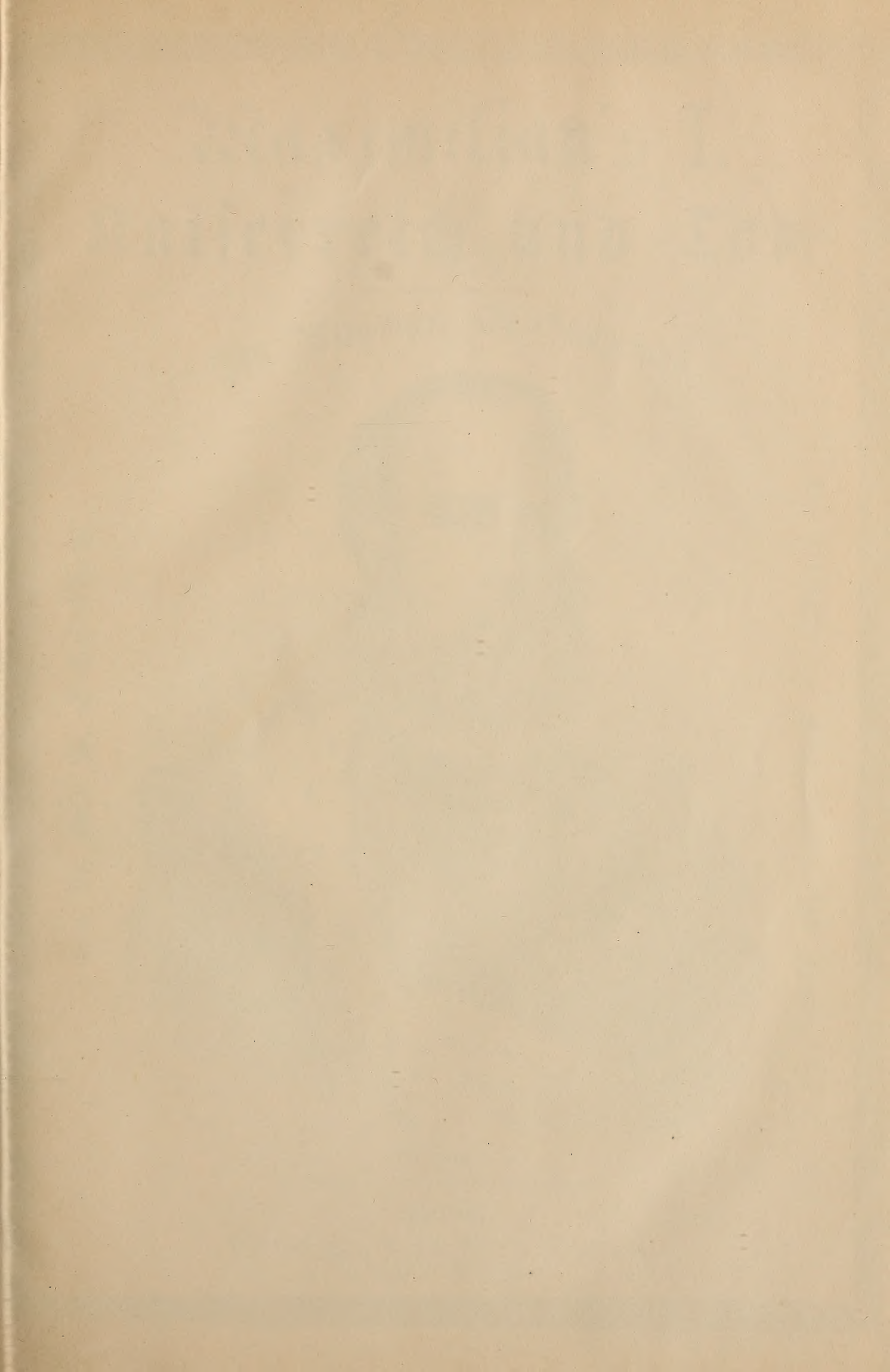


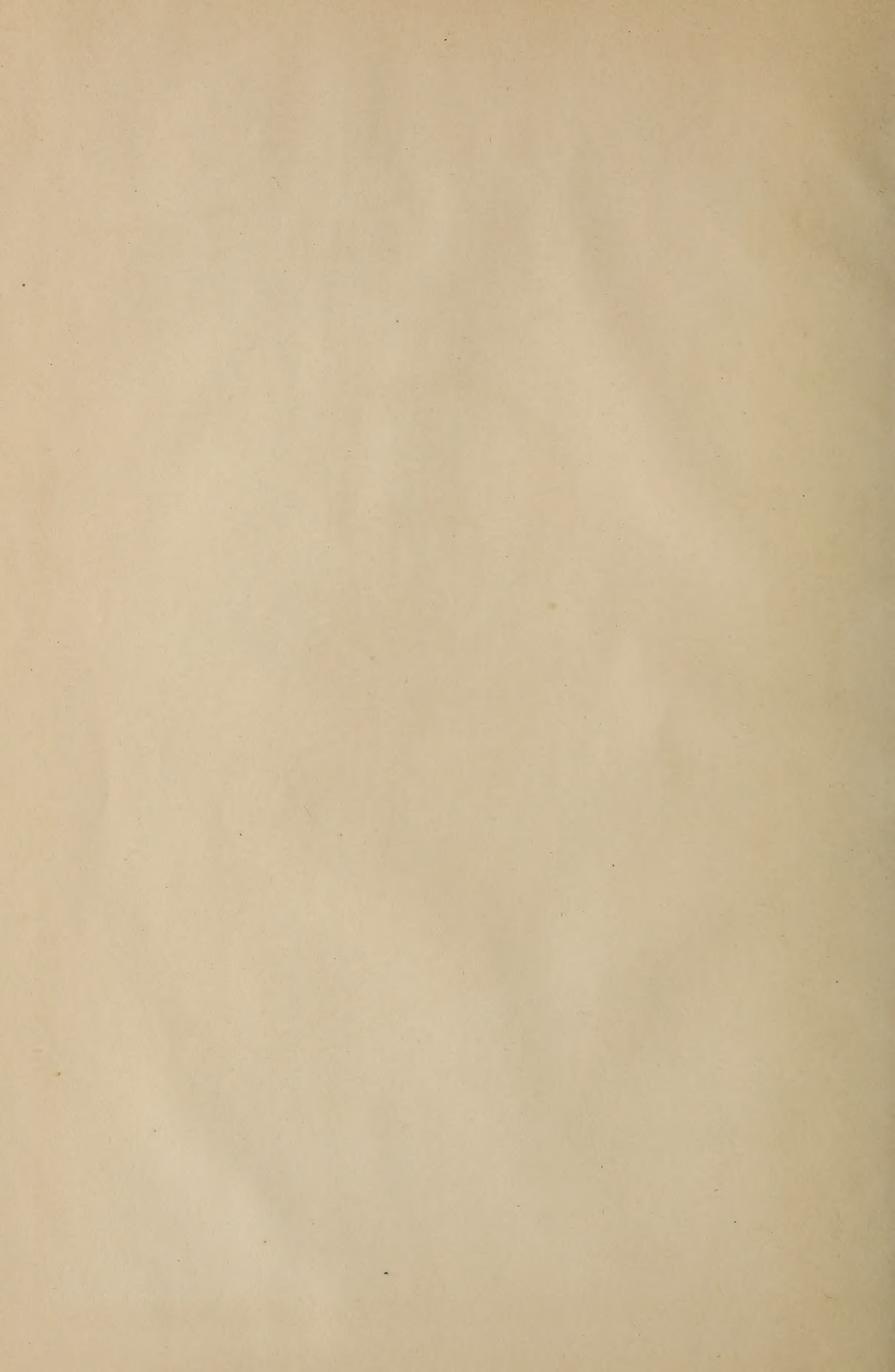
LIBRARY OF CONGRESS.
Chap. F1233
Shelf .S36
UNITED STATES OF AMERICA.











Maximilian's I. Kaiserreich und Tod.

Von Miramare bis Queretaro.

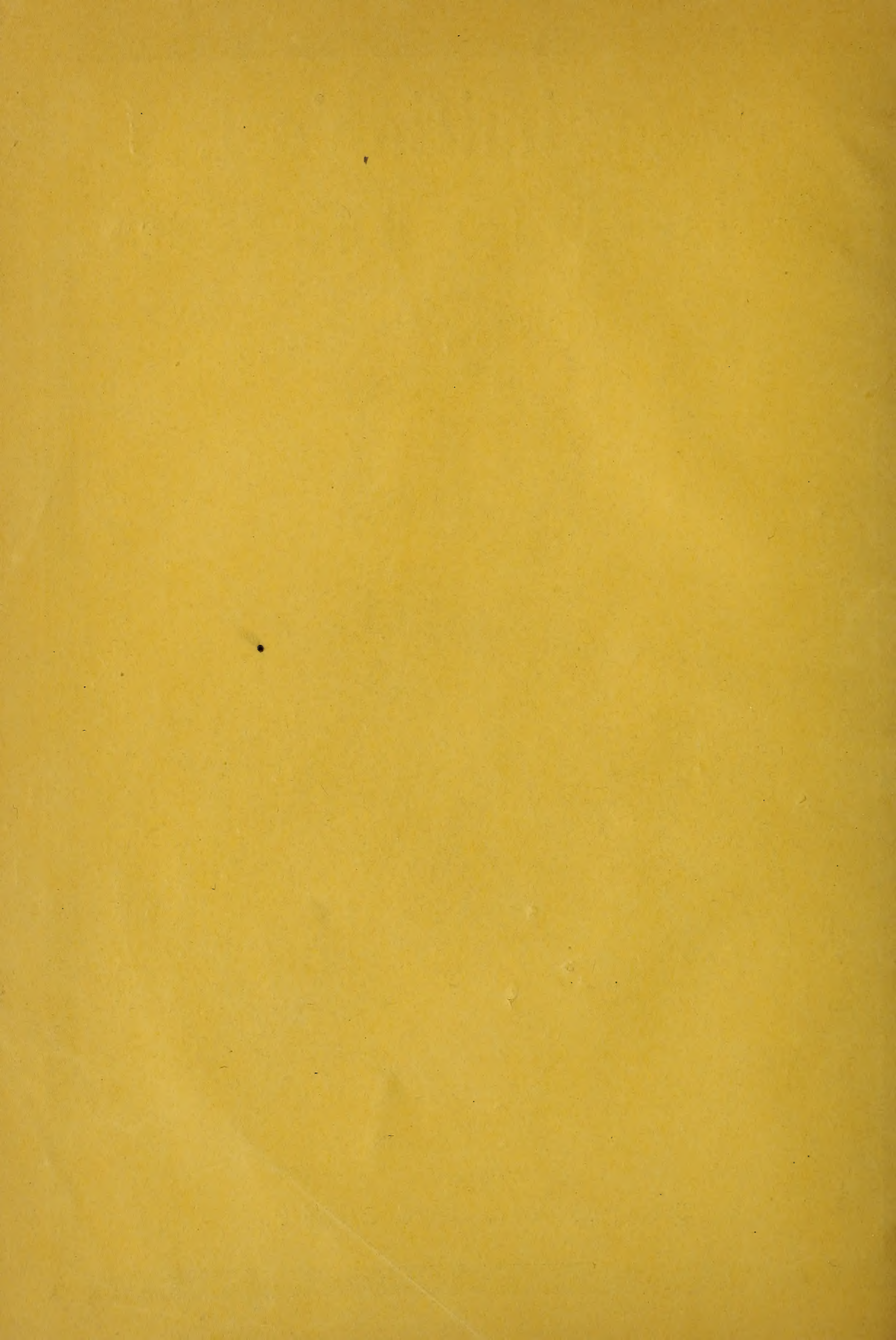
Von Dr. phil. F. Schneider.

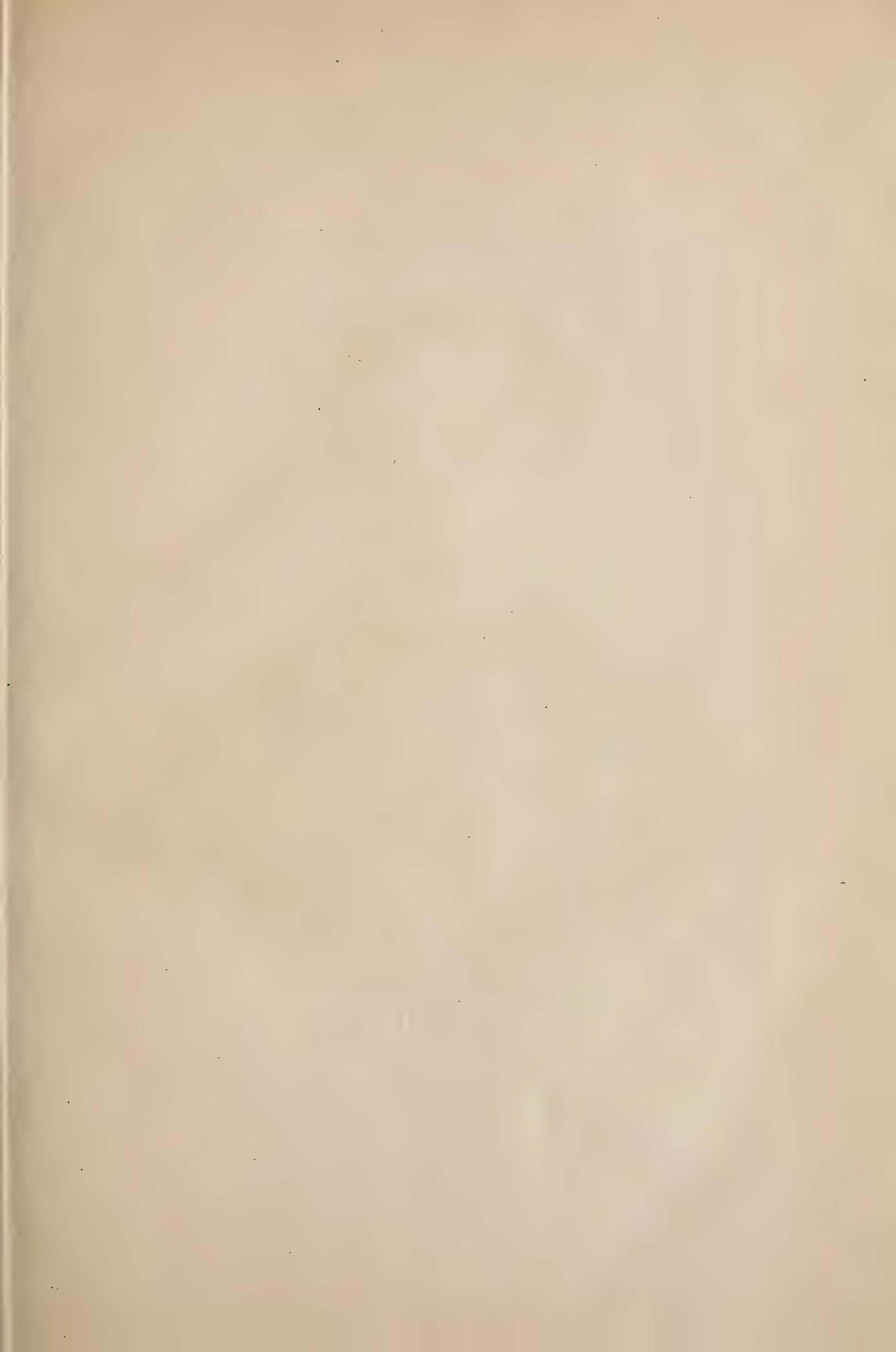
Mit Portraits von Maximilian I. und Juarez.



Maximilian I.

Berlin.
Verlag von Burmester & Stempell.
Alexandrinen-Straße 99.







Juarez.

Maximilian's I.

Kaiserreich und Tod.

Von Miramare bis Queretaro.

Von

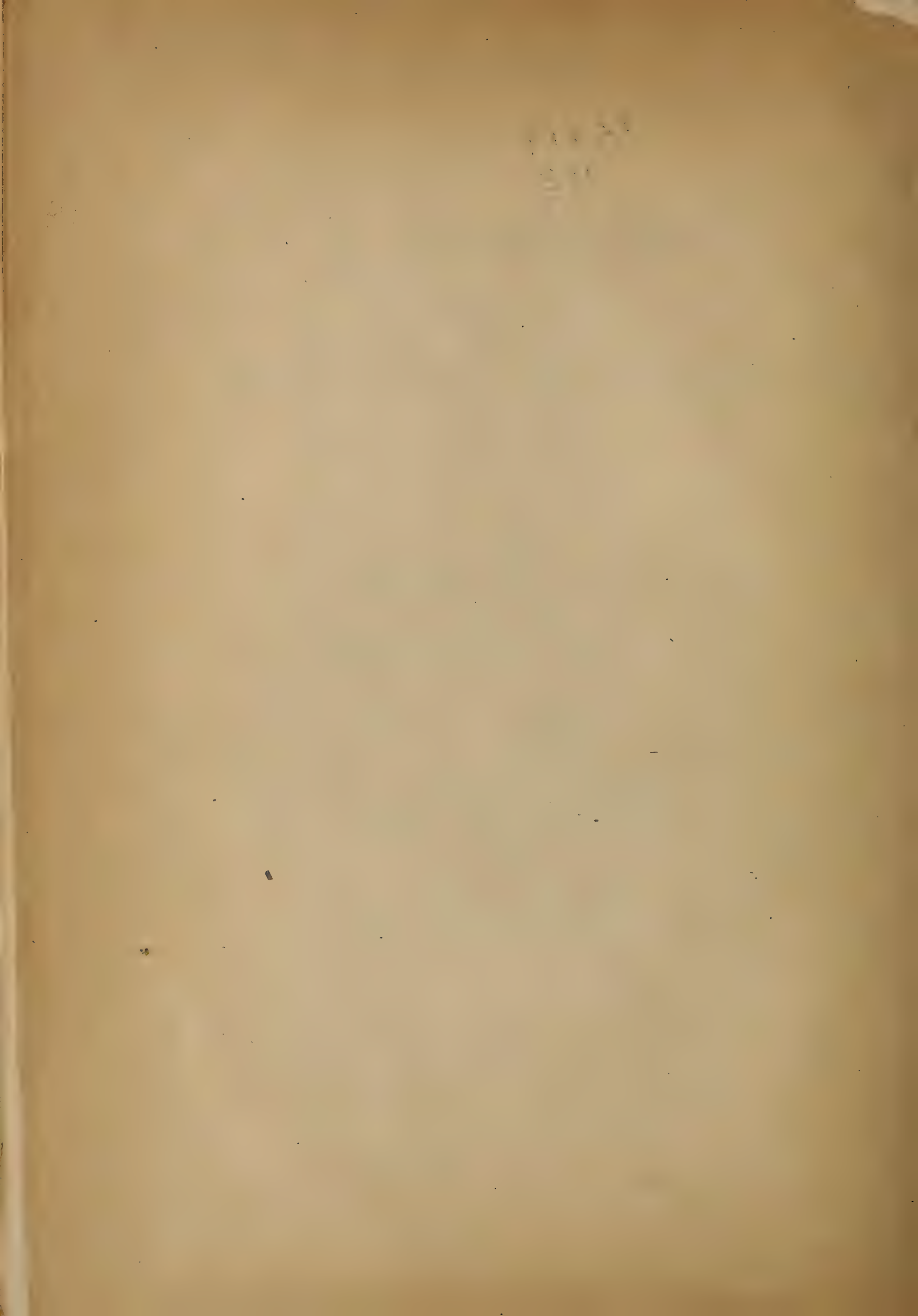
Dr. phil. F. Schneider.

Mit Portraits von Maximilian I. und Juarez.

Berlin.

Verlag von Burmester & Stempell.

1867.



Ein Schrei des Entsetzens durchfährt die gesammte civilisirte Welt — Kaiser Maximilian I. ist am 19. Juni erschossen!

Eine That, wie die Geschichte sie seit der Hinrichtung Ludwigs XVI. nicht kennt, ist geschehen; in einem Lande, dessen Geschichte seit Jahrhunderten Ströme von Blut bezeichnen.

Unglückseliges Verhängniß, das einen Fürsten, noch so jung an Jahren, aus seinem harmlos glücklichen Kreise riß, wo ihm an der Seite einer innig geliebten Gattin reine Freuden blühten. Getragen von der großen Idee, einer durch Bürgerkriege zerrütteten Nation den Frieden zu bringen, fielst Du mit Deinen Treuen als Held, ein Opfer fremden Ehrgeizes!

Seit der, in der Geschichte mit blutigen Zügen verzeichneten, grausamen Eroberung Mexiko's durch den Spanier Cortez im Jahre 1521, kannte das von der Natur mit verschwenderischer Vegetation ausgestattete, zum Paradiese geschaffene Land nur Jahrhunderte von Greuelscenen, die ihm theils von den erobernden Nationen unter dem Deckmantel der Civilisation, theils von seinen grausamen Dictatoren bereitet wurden.

Insbesondere waren es die Spanier, die, anstatt auf das eroberte Land, wie die Engländer dies nach den Principien ihres Colonial-Systems mit Indien gethan, auf das Volk erziehend zu wirken, alle geistig aufstrebenden Verhältnisse durch Priesterherr-

schaft niederdrückten und den herrlichen Boden mit Blut düngten. Zwar wurden die Mexikaner von den Spaniern damals mit der spanischen Sprache beschenkt; aber die spanische Krone, deren Hauptstadt selbst an den Folgen des Despotismus krankte, dachte weder an Cultur noch an Schulen, viel weniger an Rechtsgleichheit der Bewohner. Das Land entbehrte unter spanischer Herrschaft Alles, was einem Volke Gedeihen und geistigen Aufschwung geben kann. An die in Europa geborenen Spanier (Chapetones), die nach dem Goldlande abenteuerten, wurden alle einträglichen Aemter vertheilt; diejenigen, welche sich durch Bedrückungen oder Bestechungen bereichert hatten, schwelgten in Ueppigkeit und die Priester lebten in Behaglichkeit und Glanz.

Der spanischen Regierung fiel es nicht ein, Handel und Gewerbe zu ermuthigen; im Gegentheil: sie verbot die Anlage von Fabriken und ließ, damit Wein und Seide vom Mutterlande bezogen würden, Reben und Maulbeerbäume, die von Eingeborenen mit Erfolg gepflanzt wurden, umhauen. Nur spanischen Schiffen war der Handel erlaubt; Straßen durften, um den Transport mit Maulthieren zu erschweren, nicht angelegt werden; Fremde wurden nicht geduldet, und nur mit Mühe gelang es Humboldt, kurz vor Losreißung Mexiko's von Spanien, sich durch Empfehlungen am Hofe ungehindert Einlaß in das Land zu verschaffen.

Vergleichen wir die nächsten Folgen der im Jahre 1810 stattgehabten Losreißung Mexiko's vom spanischen Joche mit dem Befreiungskriege der Union, so kommen wir einfach zu dem Resultat, daß man es in Mexiko zu einer Zeit, wo Napoleon I. auf der Halbinsel Herr zu werden drohte, nicht wagen durfte, der seetüchtigen britischen Nation entgegen zu treten; dagegen griff man zu dem nahe liegenden Mittel, die Chapetones zu vertreiben und die Republik zu proclamiren. Wie sehr verschieden aber war nach leicht errungenem Siege das Benehmen der Mexikaner vor dem der nordamerikanischen Unionisten, die ungezwungen, sich aus freien, schon unter britischem Schutze heimisch gewordenen Institutionen

herangebildet. Das so lange despotisch regierte Mexiko, das nie Antheil an der Gesetzgebung gehabt, das, anstatt dem Gesetze, wie einer moralischen Macht zu gehorsamen, dasselbe als ein hinderndes Gebot der Regierung überall zu umgehen suchte, fiel bald in die Hände von Dictatoren, deren Schreckens-Herrschaft Ströme von Blut bezeichneten. Wir erinnern nur an die Generäle Iturbide, Santa-Anna und Andere, deren Grausamkeiten aufzuzählen, der Raum unserer Spalten nicht gestattet.

Die blutige Epoche, deren Schilderung unser Zweck ist, datirt eigentlich von dem Kampfe der Südstaaten Amerika's und der Union. Nachdem dieser zuerst zum Vortheil der Südstaaten begonnen, hielt es nämlich Napoleon III. an der Zeit, den Unionsstaaten indirect entgegen zu treten und ihrer Republik einen empfindlichen Schlag beizubringen, indem er in Mexiko ein Kaiserreich errichten half. Anlaß hierzu fand sich zunächst in der Beeinträchtigung französischer, englischer und spanischer Colonisten in Mexiko, deren Schutzherren von Napoleon aufgefordert wurden, sich mit ihm zu einer bewaffneten Intervention zu vereinigen und ihren Staatsangehörigen nachdrückliche Genugthuung zu verschaffen.

England und Spanien lehnten ab und Frankreich fühlte sich stark genug, den Angriff allein und zwar mit einer Truppenmacht von 40,000 Mann zu unternehmen, unter deren Schutz in der Hauptstadt Mexiko's eine Notablen-Versammlung zusammenberufen und das Kaiserreich proclamirt wurde. Von dem Anlehen von 300 Millionen Francs, welches die Versammlung bewilligen mußte, forderte Napoleon allein 105 Millionen für seine Unterstützung.

Nun ging es an die Wahl eines Kaisers, diesen fand Napoleon in dem Bruder des Kaisers von Oesterreich, dem Erzherzoge Ferdinand Max. Schon zwei Jahre zuvor hatten Verhandlungen wegen der mexikanischen Krone zwischen Paris und Miramare (einem Seeschloß, nahe bei Triest, woselbst der Erzherzog wohnte) stattgefunden. Hierbei wurde Napoleon von dem Princip geleitet, daß England einen bonapartistischen, Frankreich einen englischen

Prinzen an der Spitze der neugeschaffenen Dynastie nicht dulden könne; dagegen besaß Erzherzog Maximilian, einem großen berühmten Regentenhause entstammt, den Ruf eines liberalen, politisch gewandten Fürsten. Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Wahl, sowohl für Frankreich, wie für Oesterreich und Deutschland indirect große commercielle Vortheile versprach. Der befähigten Persönlichkeit des Erzherzogs ging zugleich der Ruf eines gut kirchlich gesinnten katholischen Fürsten voraus.

Maximilian, Erzherzog von Oesterreich, war zu Wien am 6. Juli 1832 als zweiter Sohn des Erzherzogs Franz Carl und der Prinzessin Sophia von Baiern geboren. Von frühster Jugend an für das Seewesen ausgebildet und zur Leitung der österreichischen Marine bestimmt, widmete er sich dieser Aufgabe mit der ganzen Kraft seines regen Geistes. Auf häufigen Reisen besuchte er die Küsten und Inseln des Mittelmeeres und des atlantischen Oceans. Im Jahre 1854 trat er als Contre-Admiral an die Spitze der kaiserlichen Marine, welche bis dahin der Landarmee gegenüber wenig berücksichtigt worden war. Sie gelangte unter seiner einsichtsvollen Leitung auf eine hohe Stufe der Gewandtheit und Kriegstüchtigkeit und hat diese Eigenschaften in den blutigen Seeschlachten bei Helgoland und Lissa aller Welt bewiesen.

Maximilian vermählte sich im Jahre 1857 mit Charlotte, Tochter König Leopold's I. von Belgien, nachdem er Anfang desselben Jahres zum General-Gouverneur des Lombardisch-Venetianischen Königreichs ernannt worden. Sein freisinniges, versöhnliches Wirken in diesen stets unruhigen Ländern hätte vielleicht die Bevölkerung für die kaiserliche Regierung gewinnen können, wenn ihm größerer Einfluß auf die innere politische Verwaltung der italienischen Provinzen zugestanden wäre. Indessen selbst seine Gegner haben ihm ihre Achtung nie versagt und seinen Eifer für das materielle Wohl des von ihm verwalteten Landes stets anerkannt.

Schon vor Ausbruch des unglücklichen Krieges 1859 zog

Maximilian sich aus seiner Stellung zurück und verlebte die nächsten Jahre theils auf wissenschaftlichen Reisen, theils auf seinem Seeschlosse Miramare bei Triest. Dieses Schloß, nach seinen Angaben im großartigen Stile erbaut, mit reizenden Anlagen ausgestattet, wird ein stetes Denkmal seiner hohen Bildung und seines feinen Kunstsinnes bleiben.

Hier erschien am 3. October 1863 die Deputation, welche von der durch Napoleon III. berufenen mexikanischen Notabeln-Versammlung abgesandt war, und bot Maximilian die Kaiserkrone an. Müde seiner Zurückgezogenheit, dürstend nach größerem Wirkungskreise, voll ritterlich-romantischem Geiste, nahm der Erzherzog die Wahl an. Wahrscheinlich hat auch dessen Gemahlin, die talentvolle hochstrebende Charlotte, auf seinen schnellen Entschluß bestimmend eingewirkt.

Das Kaiserpaar konnte der europäischen Küste nicht Lebewohl sagen, ohne zuvor in Rom den Segen des Papstes für das große Unternehmen einzuholen und mit ihm die kirchlichen Angelegenheiten des mexikanischen Reiches zu besprechen.

Das Kaiserpaar hielt am 12. Juni, unter großem Jubel der Bevölkerung, seinen feierlichen Einzug in Mexiko's Hauptstadt. Schon in Miramare hatte sich Maximilian mit der Geschichte und Sprache, wie mit Plänen zur Verbesserung der Zustände Mexiko's angelegentlich beschäftigt. Er brachte seinem Volke ein eigenes Vermögen von 80 Millionen Francs mit; dagegen fand er eine Schuldenlast von 300 Millionen vor, und war sich der schweren Aufgabe, die in Mexiko seiner harrte, vollkommen bewußt.

Einer Beschreibung der verhängnißvollen Fahrt von Miramare nach Vera-Cruz, welche eine Dame aus dem Gefolge der Kaiserin Charlotte, die sich in der Hauptstadt fünf Monate aufhielt, in einem sehr empfehlenswerthen Buche: „Eine Reise nach Mexiko im Jahre 1864“ (Wien, Carl Gerold's Sohn) veröffentlicht, entnehmen wir Folgendes:

„Schon der erste Schritt an's Land war nichts weniger als ermuthigend. Die flache, sandige, vegetationslose Küste bei Vera-Cruz entsprach so gar nicht europäischen Vorstellungen von den Tropenländern, und die dächerlosen weißen Häuser der Stadt, die in graden Linien gebaut sind, geben dem Ganzen den bekanntlich sehr zutreffenden Anstrich eines großen Friedhofes. Niemand rührte sich zum Empfange des Herrscherpaares. Die Bewohner von Vera-Cruz, welche zur Zeit der Anarchie durch Schmuggel u. s. w. gute Geschäfte gemacht hatten, brachten einer neuen Regierung, welche Ordnung und strenge Handhabung der Gesetze zurück- oder vielmehr überhaupt einführen sollte, geringe Sympathien entgegen, und die Mitglieder des interimistischen Gouvernements erwarteten den Kaiser wohl, aber ihrer persönlichen Sicherheit halber in Orizaba, von wo sie bis zu dem vom gelben Fieber beherrschten Vera-Cruz noch eine Tagereise hatten. Nach einiger Zeit fanden sich der Befehlshaber der französischen Flotte, Contre-Admiral Bosse, und dessen Adjutant ein, und gaben den Ankömmlingen einen Vorgeschmack Dessen, was sie von den Franzosen im Allgemeinen zu erwarten hatten. Sie waren in übelster Laune, weil der Kaiser sich geweigert hatte, inmitten der französischen Flotte zu ankern, und rächten sich durch grelle Schilderung all der Unannehmlichkeiten und Gefahren, denen das Kaiserpaar und die Begleitung ausgesetzt seien. Der Landungsplatz sei die allerverpestetste Stelle, das Uebernachten daselbst äußerst gefährlich, Matrosen und Passagiere seien schon häufig in einer Nacht Opfer des Vomito geworden; auf dem Landwege lauerten Banden, welche den neuen Kaiser aufheben wollten; General Bazaine habe nicht Zeit gehabt, für die Sicherheit zu sorgen und dergleichen mehr. „Es war das erste, aber leider nicht das letzte Beispiel französischer Anmaßung, dem wir in Mexiko begegneten.“ Der mephitische Geruch, welcher die Reisenden in der Nähe von Vera-Cruz empfing, und die ‚äußerst kühle‘ Haltung der Bevölkerung waren nicht geeignet, den Eindruck solcher ominösen Erzählungen zu verwischen und

primitive oder verwitterte Zustände und französische Arroganz sorgten auch in der Folge dafür, daß die herrliche Natur ihre sänftigende Macht nicht unbehindert ausüben konnte.

Der bisherige Hofstaat ging dem in kleineren Tagereisen folgenden Kaiserpaare voraus. Daß die Oesterreicher sich bewundernd über die Gegend und dankbar für die ihnen erwiesene Gastfreundschaft äußerten, setzte die Mexikaner in Erstaunen. Von den Franzosen hatten sie nur Schmähungen und Herabsetzungen gehört, welche sie mit äußerlicher Demuth, aber geheimem Ingrimm hinnahmen. In dem aus den Trümmern noch nicht wieder erstandenen Puebla herrschte die Ueberzeugung, General Forey habe die Eroberung der Stadt geflissentlich erschwert, um glänzende Bulletins nach Paris senden zu können. Hier sah man dem Kaiser mit frohen Erwartungen entgegen, allein die Art, wie dieselben geäußert wurden, mußte dem Beobachter auch sofort die ganze Schwierigkeit des Unternehmens enthüllen. Die Einwohner selbst erklärten, es gäbe im Lande nur Schurken und Diebe! Die Verfasserin nennt die Demuth, mit welcher dieses Selbsturtheil gefällt wurde, eine wahrhaft erschreckende; und in der That weiß man nicht, was man entsetzlicher finden soll, den Inhalt des Bekenntnisses oder den Entschluß, es so rückhaltslos abzulegen. Auch glaubt sie Anfangs die Wahrheit desselben bezweifeln zu dürfen, „so freundlich, so einnehmend und wohlthuend" erschien ihr das Wesen dieser Menschen; doch erkannte sie bald in ihnen kraft- und energielose Naturen, die keiner Versuchung, keiner Verführung widerstreben und daher der allertiefsten Demoralisirung verfallen, oft ohne dabei einer Feinheit und Zartheit der Empfindung zu entbehren, die sie äußerst liebenswürdig erscheinen lassen. Männer, die der unloyalsten öffentlichen Handlungen angeklagt sind, die durch Betrug und Hinterlist Tausende beschädigt nnd unglücklich gemacht haben, die von keinem Recht und von keinem Gesetze wissen, werden im häuslichen Kreise die sanftesten, zärtlichsten, liebevollsten Söhne, Gatten, Väter und Brüder sein, mit weich-

licher Empfindlichkeit Freunde und Verwandte mit Wohlthaten überschütten, und diese milde Gesinnung auf Alles erstrecken, was sich ihnen versöhnlich naht.

Das ist das Material, mit welchem Kaiser Max ein neues Staatswesen aufrichten wollte! Was über die unvernünftige, verweichlichende Erziehung, die übermäßig frühzeitigen Heirathen, den Müßigang, und die Unwissenheit der Frauen, was über die rein äußerliche Religiosität und den gänzlichen Mangel an echter Pietät gesagt wird, vervollständigt nur das Bild. Den Einfluß der Geistlichkeit bezeichnet auch die Gräfin Kollonitz als eben so allgemein, wie unheilvoll. Der niedere Klerus, gewöhnlich arm und in innigster Verbindung mit seinen Pflegebefohlenen stehend, betheiligte sich, wie bekannt, in sehr hervorragender Weise an der Erhebung gegen die spanische Herrschaft und gilt für liberal; der höhere ist, wie überall, „conservativ." Die Verfasserin, die Niemand tendenziöser Parteinahme gegen die Geistlichkeit zeihen wird, läßt keinen Zweifel bestehen über die Art und den Grund dieses Conservatismus. Der hohe Klerus hatte außer seinem großen Einfluß auch mehr als die Hälfte des Landes in Besitz. Die nationalen Regierungen zogen einen Theil der geistlichen Güter für den Staat ein, und der Klerus schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß ein Fürst, der aus Oesterreich kam, nichts Eiligeres zu thun haben werde, als der „todten Hand" zurückzugeben, was ihr entrissen worden. Ob er dazu geneigt gewesen wäre, muß dahingestellt bleiben; die Verfasserin scheint das zu bezweifeln. Auf jeden Fall war es unausführbar ohne die äußersten Gewaltacte, da die Güter natürlich nicht in der lebendigen Hand geblieben waren, welche sie zuerst erworben hatte. Und da auf die sinnlose Forderung nicht eingegangen, überhaupt ihrem „maßlosen Hochmuthe" nicht nachgegeben wurde, so setzte die hohe Geistlichkeit Mexikos zuerst Hand an, den Thron Maximilian's zu untergraben." Das ist allerdings keine neue Enthüllung; das Zeugniß aber ist wohl Etwas werth. Oder sollte die Gräfin Kollonitz vielleicht ein heimlicher

jüdischer Literat sein, weil sie auch offen ausspricht, der Klerus in Mexiko habe von seinem Reichthum den unerbaulichsten Gebrauch gemacht, ihn theils zu politischen Intriguen, theils zu einem dem Berufe und den Pflichten des geistlichen Standes widersprechenden Luxus benutzt? Die Unmoralität seines Privatlebens sei bekannt, und im niederen Klerus nicht einmal mit der Wahrung des äußeren Anstandes verbunden?

Aber bitterer, meint die Verfasserin, als andere Schwierigkeiten habe wohl der Kaiser von Anfang an sein unklares und schiefes Verhältniß zu den Franzosen empfunden. Daß die Eroberer des Landes bemüht waren, der Welt zu zeigen, daß der von ihnen eingesetzte Monarch auch von ihnen abhängig bleibe, wurde schon bei der Landung erwähnt. Und so haben im Allgemeinen nur Wenige von den französischen Civil- und Militair-Autoritäten, welche die finanziellen, diplomatischen und militairischen Angelegenheiten leiteten, Takt und Zartgefühl genug besessen, dem Kaiser diese Abhängigkeit zu erleichtern. Marschall Bazaine ging ihnen dabei mit dem leuchtendsten Beispiel voran. Mit der Beschreibung eines Balles bei dem Letzteren wollen wir von dem Buche Abschied nehmen.

Die Reihe von Festlichkeiten zu Ehren der Ankunft der Majestäten in Mexiko wurde durch ein Théâtre paré eröffnet. Als dieselben mit gewohnter Pünktlichkeit um die festgesetzte Stunde — 8 Uhr — im Hause erschienen, fanden sie dasselbe fast ganz leer, da die Unterthanen des neuen Kaisers eben von Pünktlichkeit keine Vorstellung hatten. Während der langweiligen, schlechten Aufführung von Halevy's „Jüdin" kämpfte die Kaiserin mit dem Schlaf, der Kaiser erlag demselben. War dieser Beginn komisch, so führte ein von Bazaine gegebener Ball offenkundigen Scandal herbei. Zwar das äußere Arrangement war sehr hübsch und zweckmäßig: der Hofraum des Hauses in einen Ballsaal verwandelt, mit einem Leinwanddach, dem man eine verhältnißmäßig kühle Atmosphäre verdankte, mit reichem Blumen-, Laub- und

Fahnenschmuck, im Garten Illumination und Feuerwerk u. s. w. Aber nicht genug, daß förmliche Einladungs-Ukase den Stolz der Mexikaner verletzten, die Adjutanten hatten auch die Auswahl der Gäste ganz nach persönlichem Belieben getroffen, Frauen ohne die Männer, Töchter ohne die Brüder geladen, die wichtigsten Persönlichkeiten weggelassen, so daß allgemeine Empörung herrschte. Viele gar nicht, Viele nur aus Rücksicht für das Kaiserpaar erschienen, und nach dessen Entfernung sich auch die Mehrzahl der Geladenen zurückzog. Die übriggebliebene französische Gesellschaft beschloß den Ball mit einem Cancan!"

Am 10. August trat Maximilian innerhalb der Cordons französischer und englischer Truppen eine Rundreise in den zur Zeit in Frieden befindlichen mexikanischen Staaten an, die etwa drei Monate währte, und obwohl der Kaiser hierdurch nur mit einem kleinen Theile seines Landes bekannt wurde, datiren von dieser Reise doch bereits wichtige, zum Theil tief eingreifende Reformen, deren Heilsamkeit sich im Lande bald zeigte. Während dieser Zeit wurde der Krieg gegen die noch unruhigen Landestheile, namentlich gegen die Hauptmacht des Guerillaführers Juarez energisch fortgesetzt. Trotzdem aber täglich Hinrichtungen stattfanden, konnte das Guerillawesen dennoch nicht unterdrückt werden; ja selbst in der Hauptstadt fehlte es nicht an Raubanfällen.

Der redliche Wille des Kaisers scheiterte an der Indolenz einer Bevölkerung, die, nachdem der Kaiser an ihr den Maßstab europäischer Bildung vergeblich angelegt, sich weder vor Prügelstrafen noch vor dem Tode fürchtete. Hierzu kamen empfindliche Finanz-Calamitäten. Das Budget des Kaisers erforderte, wenn die Kaiserwürde einigermaßen gewahrt werden sollte, 40 Millionen; der Staat aber, dem diese Summe unter günstigen Verhältnissen ein Kleines gewesen wäre, vermochte in seinem damaligen Zustande nur mit Mühe 10 Millionen aufzubringen. Die Niedersetzung einer Finanz-Commission war daher eine der ersten Aufgaben des Kaisers.

Hindernisse ernsterer Natur aber fand der Kaiser in der Geistlichkeit und der klerikalen Partei Mexiko's, an deren Spitze der Erzbischof Labastida stand. Beim Abendmahl, welches der heilige Vater dem scheidenden Kaiserpaar in der Kapelle des Vaticans in Rom ertheilte, hatte dieser dem Kaiserpaare das Glück der ihm anvertrauten katholischen Völker im Namen des Herrn anempfohlen. „Die Rechte derselben sind groß," sagte er, „man muß ihnen genug thun, aber größer und heiliger noch sind die Rechte der Kirche, der unbefleckten Gemahlin Jesu Christi." Hierin lag zugleich für Maximilian die Gewißheit, daß jede Unterstützung des Pabstthums aufhören würde, sobald er die Rechte des Volkes über die der katholischen Kirche erheben würde. In Folge dessen versäumte es der Erzbischof Labastida nicht, der die freisinnigen Bestrebungen des Kaisers zur Hebung des Volkes mit argwöhnischen Augen betrachtete, zu wühlen und es fehlte gleichzeitig nicht an Verläumdungen in Rom.

Maximilian, ein guter Katholik, aber weit entfernt, auf die finsteren, rückschrittlichen Forderungen des Pabstthums einzugehen, oder gar der Geistlichkeit die Macht in die Hände zu geben, ließ sich in seinen redlichen Bestrebungen nicht irre machen. Die Folgen blieben nicht aus. — Man getraute sich zwar nicht, gegen die Person des Kaisers direkt aufzutreten, fing aber an, unter die bigoten Volksmassen Gift zu streuen und ihnen einzureden, der Kaiser wolle Gott und die heilige Jungfrau abschaffen und eine andere Religion einführen.

Es gelang dem Kaiser schwer, diese Hetzereien vorübergehend zu dämpfen; dagegen konnte er, gestützt auf österreichische und belgische Freiwillige, die ihm treu zur Seite standen, wie auf eine neu errichtete französische Gendarmerie, dem Abfall mehrerer seiner, von der Geistlichkeit bestochenen Generale, kräftig entgegentreten und die Gefahr durch Unterwerfung der Anführer zeitig abwenden. Der Erzbischof Labastida, der den Franzosen den Eintritt in die Kathedrale wehren wollte, wurde durch Aufpflanzung einiger Ka-

nonen zum Stillschweigen gebracht, und somit war zunächst das Feuer gedämpft; aber in den Massen gährte es fort.

Trotz all' dieser Hindernisse war der Kaiser fortwährend eifrig bemüht, die innere Lage des Landes zu bessern, und nebenbei durch eine mexikanische Gesandtschaft unter Valesquez de Leon, der der Beichtvater des Kaisers, Pater Fischer, beigegeben wurde, mit dem Pabste in Rom zu unterhandeln. Zugleich erließ der Kaiser am 2. October 1865 eine Proklamation, nach welcher gegen die Führer herumschweifender Guerillabanden ohne Gnade verfahren werden sollte.

Dem Kaiser lag daran, dem völlig darnieder liegenden Lande durch Herbeiführung frischer Kräfte neuen Impuls zu Gewerbe und Handel zu geben, wie dies die nordamerikanische Union gethan; aber die mexikanische Colonisationspläne erwiesen sich bald als unhaltbar. Unionisten, die den Greueln des Bürgerkrieges entflohen, um sich in Mexiko anzusiedeln, mußten bald in ihre Heimath zurückkehren, da sie im neuen Lande weder Schutz noch Arbeit fanden. Deutsche Colonisten, die man herbeizog, flohen bald den ungesunden Aufenthalt im Küstenstaate Vera-Cruz, wo man ihnen Ländereien angewiesen hatte, von denen der Staat eigentlich selbst nicht wußte, ob sie ihm gehörten. Obwohl die politischen Verhältnisse des Staates den Einwanderern zur Zeit noch wenig Vertrauen einflößen konnte, schreckte man sie noch überdies mit einer Forderung von 25 Piastern pr. Kopf für das mexikanische Bürgerrecht von vornherein ab; zudem betrug der Zoll für eingehende, den Einwanderern unentbehrliche Gegenstände oft das Hundertfache ihres Werthes.

Die Ehe des Kaisers war kinderlos, er hatte deshalb die Ordnung der Erbfolge schon am 10. April von Miramare durch ein Dekret veröffentlicht, nach welchem, für den Fall seines Todes, die Kaiserin Charlotte die Regentschaft des Landes anzutreten habe. Als Charlotte von einer Rundreise in Yucatan, wohin sie der Staatsminister Ramirez, der Justizminister Escudero und

der General Uraga begleitet hatten, in die Hauptstadt zurückkehrte, wurde ihr bereits gekränktes Gemüth durch die betrübende Nachricht von dem Tode ihres Vaters, des Königs Leopold I. von Belgien, tief erschüttert, und dadurch wahrscheinlich der Grund zu der später ausbrechenden Krankheit dieser vortrefflichen Fürstin gelegt. Zur Beleuchtung der dort herrschenden Zustände mag hier folgende Begebenheit am Platze sein: Als die belgische Gesandtschaft, welche dem Kaiser Maximilian die Thronbesteigung des Königs Leopold II. zu melden hatte, wenige Stunden vor der Hauptstadt angelangt war, wurde sie überfallen, geplündert und einer ihrer Offiziere erschossen.

Indessen wurde von der Geistlichkeit die bekannte unglückliche Katastrophe unvermerkt herbeigeführt.

Die ehemalige Regierung hatte sämmtliche Kirchengüter als Staatseigenthum erklärt; die Geistlichkeit verlangte dieselben zurück. Hierauf konnte der Kaiser, ohne das finanziell beschädigte Mexiko gründlich zu ruiniren, nicht eingehen. Der Befehlshaber der französischen Truppen zog plötzlich andere Saiten auf, er trat dem Kaiser überall, wo es anging, oppositionell entgegen und bekümmerte sich nicht um die, gegen das Kaiserthum gerichteten Guerillakämpfe. — Da traf die Kunde vom Siege der nordamerikanischen Union über die Südstaaten ein — die Franzosen hielten es für gut, Mexiko zu räumen und es dem Kaiser Maximilian zu überlassen, mit den Mexikanern allein fertig zu werden.

Diese Aufgabe war zu schwer und er ist ihr erlegen. Auf die von ihm gebildeten nationalen Regimenter konnte er sich nicht verlassen. Bestechlichkeit und Käuflichkeit sind in keinem Lande mehr zu Hause als in Mexiko. Seine Anhänger verließen ihn und gingen zu der sogenannten liberalen Partei des Präsidenten Juarez über. Immer mächtiger wurden seine Gegner und bald war das ganze Land bis auf die Stadt Mexiko und die Straße von dort bis nach Vera Cruz in ihrem Besitze. Aus dieser Zeit datirt nachfolgender Brief, den ein österreichischer Offizier in der

„Neuen freien Presse“ veröffentlicht hat und welcher geeignet ist, ein helles Schlaglicht auf die damaligen Zustände zu werfen.

„Es war die letzte Nacht, die ich in der Hauptstadt Mexiko zubringen mußte, und wie Alles, so fand auch mein Abschiedsfest seinen Abschluß im Café Fulcreri — ein Café, welches ganz die Physiognomie des Triester Specchi oder Wiener Daum trägt, den Sammelpunkt von Militair und Civil bildet und wo das Geschick des Kaiserreichs entschieden, der fernere Bestand desselben bestimmt wird. Fulcreri ist der Ausgangspunkt aller Neuigkeiten, ein Stück Geschichte des Imperio. Wir mochten so bis halb 2 Uhr gelacht und geplaudert haben, als ein Offizier der österreichischen Legion eintrat, der als alter Bekannter gleich an unserm Tische freundliche Aufnahme fand und von dem wir zu unserer Bestürzung erfuhren, daß drei Escadronen des österreichischen Husaren-Regiments um 4 Uhr früh sich zu stellen haben, um Se. Majestät den Kaiser nach Orizaba und — vielleicht noch weiter zu begleiten. Es war dies am Morgen des 23. October 1866. Schon mehrere Tage zuvor ging das Gerücht von einer Reise des Kaisers nach Orizaba, der die Sehnsucht, Depeschen über das Befinden der Kaiserin schneller zu erhalten, zum Vorwande diente; jedoch war dies Gerücht einestheils so unbestimmt und anderentheils die Situation des Kaiserreiches momentan so gefahrdrohend, daß es Niemandem beifallen konnte, zu denken, der Kaiser werde in einem Augenblicke reisen, wo seine Gegenwart in der Residenz eigentlich am nothwendigsten, und wo der Adjutant Napoleons, General Castelnau mit wichtigen Depeschen erwartet wurde. Tausende von Ideen durchkreuzten unser Gehirn, denn Jeder von uns kannte die Situation des Imperio nur zu gut, um zu wissen, daß die Reise des Kaisers nur durch die ernstesten Beweggründe bestimmt sein konnte.

Seit Beginn des laufenden Jahres hatten die französischen Occupationstruppen jede Offensivbewegung aufgegeben und die Vertheidigung der von den Kaiserlichen eroberten Provinzen —

von einer weiteren Pacificirung derselben war gar nicht die Rede — war einzig und allein den österreichischen und belgischen Corps anvertraut, welche beide zusammen kaum mehr 5000 streitbare Männer zählten. Die Idee, eine Landesarmee zu bilden, scheiterte theils an der Gesinnung des Volkes und wohl auch an der Unfähigkeit Jener, denen die Formirung und Leitung dieser Truppen oblag. Die Musterbrigade in Puebla, die, kaum uniformirt, armirt und ausbezahlt, bis auf etwas über 100 Mann desertirte und wovon Letztere gebunden nach Yucatan abgeführt wurden; die Errichtung von Cazadores-Bataillonen, welche vor dem Feinde Front gegen die Kaiserlichen machten und dann zum Feinde übergingen — sind trostlose Beispiele der Resultate aller Bemühungen in dieser Richtung. Schon zu Anfang des Jahres stellte sich Geldmangel ein und nöthigte den Kaiser, das Anerbieten Frankreichs, das österreichische und belgische Corps in eigene Administration zu nehmen, zu acceptiren — wodurch die Truppen in ein Abhängigkeits-Verhältniß zur französischen Armee kamen und die ohnehin zwischen der austro-belgischen Legion und der französischen Armee seit zwei Jahren gewissermaßen schon bestandenen Mißhelligkeiten einen noch ernsteren Charakter annahmen. Da andererseits die Gebühren des Mannes hierdurch bedeutend verkürzt wurden, weiter für Versorgung der Invaliden gar Nichts geschah, und Jeder einer traurigen Zukunft entgegenging, so mußte der Mann in seiner Stellung als Freiwilliger nothwendig demoralisirt werden. Diese traurige Sachlage konnte der Gegenpartei des Kaiserreiches nicht unbekannt bleiben. Immer kühner trat sie auf und das Imperio hatte gegen das Andrängen von wohl über 30,000 Mann nichts als 5000 Mann, die eine Operation zu unternehmen nicht in der Lage waren, da der französische Tresor eben weiter Nichts als einfache Gage und Löhnung zahlte und die finanzielle Lage des Kaiserreichs bereits so traurig war, daß der Kaiser selbst keine Civilliste mehr erhielt und eine Geldverlegenheit nach der anderen in seinem eigenen Hofhalte erdulden mußte. Bald diese Partei, bald jene

protegirend, warf sich der Kaiser, da er nirgends ausgiebige Hülfe fand, in die Arme der clericalen Partei, was natürlich alle Liberalen schnellstens in das Lager des Juarez trieb. Die naturgemäße Folge davon war der Verlust der mit so großen Opfern pacificirten Sierra del Norte und aller Gebiete, welche die französische Occupationsarmee und die austro-belgische Legion erobert hatten, so daß gegenwärtig weiter Nichts mehr Imperio genannt werden kann, als die Straße von Mexiko nach Vera Cruz. Der Verlust dieser Gebiete hatte für die Legion enorme Verluste an Mannschaft zur Folge, so daß selbe jetzt wohl kaum mehr viel über 3000 Mann zählen dürfte, was sich aus den blutigen Affairen von Matamoros, Oaxaca und Jalapa hinlänglich erklärt. Die Situation war mithin auf den Höhepunkt der Krisis gelangt und Hülfe ist von keiner Seite zu erwarten, da Frankreich Nichts mehr thun will oder eigentlich Nichts mehr thun kann. Diese Betrachtungen brachten uns auf die Vermuthung, daß der Kaiser, seiner Lage endlich bewußt, das zu thun entschlossen ist, was, schon früher gethan, besser gewesen wäre, nämlich abzudanken und heimzukehren.

Unter solchen Gedanken und Gesprächen war es bereits Zeit geworden, sich zur Diligencia zu begeben. Adieu, auf Wiedersehen in Wien, und fort ging es, als führe man der Hölle zu. Nachdem ich einige Stöße des Wagens parirt hatte, gelangte ich, trotz der noch herrschenden Dunkelheit dazu, meine Reisegesellschaft zu mustern, denn derlei ist hier sehr nothwendig, da es hier zu Lande nicht selten vorkommt, daß man, wenn schon nicht auf der Straße — im Wagen selbst geplündert wird. Es hätte dies für mich zwar keine weitere Folgen gehabt, da ich, wie alle Reisenden hier zu Lande, meine Gelder in Wechsel auf Vera Cruz umgesetzt und diese selbst vorausgesendet hatte; doch selbst die Uhr und das wenige Geld, was man bei sich hat, zu verlieren, ist nicht angenehm. Ich hatte den Sitz Nr. 3, das heißt einen Sitz im Hintergrunde des Wagens. Auf der Mittelbank befand sich ein mexikanischer Offizier der Genietruppe und auf dem Rücksitz ein ält-

licher Mann mit zwei kleinen Mädchen. Ich hatte mich Anfangs fest in meinen Mantel eingehüllt und legte denselben vorne etwas auseinander, wodurch der umgeschnallte Revolver dem Offizier sichtbar wurde, welcher davon sogleich Notiz nahm und mich einlud, das zweite Fenster zu besetzen, indem er mir von einer Unzahl Raubanfälle erzählte, die selbst innerhalb der Garrita (Zollamt) Mexikos verübt würden. Er erzählte mir, wie 10 Zuaven, als Weiber verkleidet, eines Morgens die Diligencia bestiegen, da Tags vorher das Gerücht von einer Geldsendung verbreitet war, wie dann ein Räuberangriff erfolgte und die Ladrones (Bezeichnung für Räuber) von den Zuaven theils niedergemacht, theils gefangen wurden. Doch ohne Unfall ging es weiter. Die Diligencia holpert bald links, bald rechts in die Straße einsinkend fort. Nach und nach tagte es, und bald hatte die Sonne jene Höhe erreicht, die in diesem Lande selbst schon am frühen Morgen genügt, dem Reisenden Qualen zu bereiten. Ayotla, die erste Station, wo das Gespann gewechselt wird, war bald erreicht und wieder ging es fort. Immer heißer und heißer wurde die Luft im Wagen. Die Vegetation links und rechts bot nichts Besonderes, und so will ich die Weiterfahrt über Venta de Cordova nach Rio Frio übergehen, mich aber, da in Rio Frio selbst Mittagsstation gehalten wird, mit diesem Punkte beschäftigen. In Rio Frio ist die Temperatur der Luft und des Wassers kalt, so daß die Bewohner meist Feuer für die Erwärmung in den Wohnungen unterhalten. Rio Frio besteht aus wenigen Häusern aus Lehm oder Holz; nur das Haus der Diligencia — gleichzeitig Hotel, wo man ganz gute französische Küche findet — bildet mit seiner besseren Bauart einen Contrast mit der Umgebung. Die Besitzerin des Hotels ist eine in jeder Beziehung bemerkenswerthe Dame. Madame Puissaine, eine Französin von Geburt, zog mit der Fremdenlegion nach Algier und war ihrer Schönheit, sowie ihres männlichen Muthes wegen allgemein beliebt. Jede andere Bewerbung zurückweisend, soll sie ihre Gunst dem damaligen Capitän

Bazaine geschenkt haben. Im Verlauf der dortigen Operationen wurde die Truppe, bei der sie sich befand, von Kabylen überfallen, welche die Franzosen niedermachten, doch Puissaine als gute Beute erklärten und dieselbe so zurichteten, daß sie von einer nachrückenden französischen Abtheilung scheinbar todt aufgefunden wurde. Ihre Jugendkraft siegte und, bald genesen, nahm sie, von der Legion reichlich unterstützt, einen Mann. Die Ehe war nicht glücklich, denn bald darauf erfolgte die Trennung, und Madame Puissaine zog mit der Legion nach Mexiko, wo sie die Wirthschaft in Rio Frio errichtete und in Folge ihres Muthes nicht nur bei den Franzosen, sondern auch bei der Bevölkerung Achtung errang. Rio Frio ist bei seiner Lage leider der Schauplatz vieler Raubanfälle, und wurde auch dort im laufenden Jahre der belgische General sammt Gefolge angefallen, wobei ein Offizier desselben sein Leben einbüßte. Doch unser Aufenthalt und die Abreise verlief ohne Störung, und wir erreichten unangefochten Puente des Melucan, wo das Gespann gewechselt und dann rasch die Fahrt nach St. Martin fortgesetzt wurde.

Die Gegend von St. Martin ist schon seit längerer Zeit sehr gefährlich zu passiren, da die Dissidenten fast die ganze Gegend besetzt halten und erst vor ganz kurzer Zeit das nahegelegene Apan überfielen, die dort vorüberführenden Eisenbahnanlagen zerstörten und in Apan selbst an der Bevölkerung unmenschliche Dinge verübten. Es mochte gegen halb 5 Uhr Nachmittags sein, und wir waren eine kleine Stunde von St. Martin entfernt, als das Gefürchtete eintrat. Ein Schuß, dessen Kugel hoch über die Kutscher flog, belehrte dieselben, daß es Ernst sei, und mit dem an uns gerichteten Rufe „Ladrones!" hielten sie das Gespann an. Die Situation begann äußerst unerquicklich zu werden, da man eben nicht wissen konnte, ob diese Art von Ladrones sich mit dem, was wir hatten, begnügen oder ob sie uns, wie es eben oft vorkommt, bis auf's Hemd ausziehen oder noch Aergeres an uns verüben würden. An eine Vertheidigung war um so weniger zu denken,

als der mexikanische Offizier, die Sachlage erfassend, den Revolver durch das Fenster in das Gebüsch warf und ich dem Beispiele mechanisch folgte, um nicht mit Waffen getroffen zu werden. Kaum war der Schuß gefallen, als gleich darauf der Wagen von Reitern umzingelt war. Die Thüren wurden aufgerissen und wir nach spanischer Manier äußerst höflich ersucht, auszusteigen, welchem Rufe ich etwas zögernd folgte, um meine Uhr noch unter dem Sitzpolster zu verbergen. Kaum ausgestiegen, wurde Jeder von uns einzeln empfangen und förmlich umgestürzt, während welcher Zeit der Wagen von oben bis unten durchstöbert wurde. Die Beute schien die Ladrones nicht zu befriedigen, und als Einer gar meine Uhr unter dem Sitzpolster versteckt fand und diese Unart den Anderen mittheilte, schien unsere Situation sehr unangenehm werden zu wollen; doch zum größten Glück änderte sich bald ihre Mißstimmung, und uns unserem weiteren Schicksale überlassend, verschwanden sie rasch im Gebüsche. Unser Gepäck war unberührt geblieben, und da unser Verlust an Geld und Geldeswerth leicht zu verschmerzen war, bestiegen wir fröhlich wieder den Wagen, um St. Martin zu erreichen. Dort machten wir die Anzeige von dem Ueberfall, weniger um uns Recht zu verschaffen, als um die Bevölkerung auf die nahe Gefahr aufmerksam zu machen, fanden aber kein Gehör, denn derlei gehört zu den Gewöhnlichkeiten des Lebens allhier, und wer weiß es, ob nicht ein großer Theil der Bevölkerung des Ortes selbst zu den Ladrones gehört? Bis Rio Prieto ist es nicht weit, und von dort ging es mit frischen Pferden Puebla zu, das wir gegen halb 9 Uhr erreichten, wo wir uns endlich im Hause der Diligençia in Sicherheit fühlten und nur mit Bangen an die Weiterfahrt nach Vera Cruz dachten. Ich hatte in Puebla Geschäfte und mußte daher einige Tage dort verbleiben, wodurch ich Gelegenheit bekam, ein Wenig in die Verhältnisse des österreichischen Corps zu blicken."

Nicht mehr im Stande, der Macht der eindringenden Gegenpartei zu widerstehen, von mehreren seiner Generale verrathen,

mit Schulden überhäuft, sah der Kaiser die Mahnungen seiner edlen Gemahlin, die bei ihrer Abreise nach Europa ihm dringend gerathen, zurückzukehren, in Erfüllung gehen und kein anderes Loos vor Augen, als mit dem Scepter unterzugehen, siegreich als Held im Tode wie im Leben.

Auf den Rath seines Generals Marquez, verließ Maximilian die Hauptstadt und ging nach Queretaro. Ersterer machte ihn glauben, daß, da er beliebt und nur die fremden Soldaten gehaßt seien, er den größten Zulauf erhalten würde, wenn er jene in Mexiko ließe und sich zu den einheimischen Truppen unter Miramon in Queretaro begäbe. Dieser Zulauf blieb aus, der Kaiser fand eine Besetzung von nur 6—7000 Mann vor, schlecht ausgerüstet mit dem nöthigen Kriegsmaterial und Proviant.

Ihm gegenüber leitete die Belagerung der General Escobedo; aber schlimmer als der äußere, wenn auch übermächtige Feind, waren die inneren, die Verräther. Marquez machte sich nach Mexiko fort, unter dem Vorwande, von dort Ersatz heranzuführen; auch Miramon soll den Liberalen Offerten gemacht haben. Ramirez wurde ertappt, als er dem feindlichen Generale Corona bei einem fingirten Sturme die Stadt übergeben wollte.

Ebenso ging es vor Mexiko, welches Porfirio Diaz belagerte. Ihm hatten der General Ottoran und selbst der Kriegsminister Maximilian's, Portella, den Verrath der Hauptstadt angeboten. „Ja, selbst der General Napoleon's III., Bazaine," so berichtet Porfirio Diaz, „bot mir vor seiner Abreise nach Frankreich durch einen Mittelsmann an, die von den Franzosen besetzten Städte zu übergeben und mir Maximilian, Marquez, Miramon u. A. auszuliefern, wenn ich auf eine Bedingung einginge, die ich zurückgewiesen habe, weil ich sie nicht für ehrenhaft hielt. Ein anderer Vorschlag, der mir ebenfalls durch Bazaine gemacht wurde, ging auf den Ankauf von 6000 Flinten und 4 Millionen Zündhütchen; hätte ich's gewollt, so würde er mir auch Kanonen und Pulver verkauft haben, aber ich lehnte die Vorschläge ab."

So nach allen Seiten hin von Verrath umgeben, kämpfte der unglückliche Kaiser weiter; fünfzehn Ausfälle leitete er fast stets persönlich, durch seine Tapferkeit bei Feind und Freund Bewunderung erregend, Hunger und die größten Entbehrungen mit seinen Soldaten theilend. Er hätte sich mit der Reiterei sehr leicht noch schlagen können, aber es widerstand seinem edlen Charakter, diejenigen zu verlassen, die sich im Vertrauen auf ihn, seiner Sache angeschlossen. Wohl war ihm schon damals jede Hoffnung auf Sieg entschwunden, aber mit nie wankendem Muthe ging er seinem Untergang entgegen. Fast scheint er in den letzten Tagen der Belagerung den Tod gesucht zu haben. Einmal hielt er gegen zehn Minuten bewegungslos an einer Stelle auf der Piazza aus, wo rings um ihn die Kartätschen platzten und die Lufterschütterung ihn beinahe zu Fall brachte. Wir eilen zur Katastrophe:

Vom 7. bis 15. Mai war nichts Wichtiges vorgefallen, an welch letzterem Tage die Belagerten einen allgemeinen Angriff auf die Belagerer machen wollten. Alles war guten Muthes und man hoffte die Liberalen zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Da trat in diesem letzten entscheidenden Momente ein Verräther auf, der alle jene Pläne zunichte machte. Dieser war Oberst Miquel Lopez, welcher früher Commandant der Veste und Gouverneur des Schlosses Chapultepec und hierauf Oberst des Reiter-Regiments der Kaiserin gewesen und die Leibgarde derselben befehligt hatte. Er galt für einen persönlichen Freund Maximilian's, der seinen Sohn aus der Taufe gehoben, besaß wirkliche militairische Verdienste und war mit dem Kreuze der Ehrenlegion decorirt. Er verkaufte den Platz um den Preis von 3000 Goldunzen. Schon mehrere Tage vor dem 15. Mai war Lopez mit dem juaristischen General Velez in Unterhandlung getreten; Escobedo kannte das Complot, ahnte aber nicht die Tragweite, welche dasselbe erlangen würde. Er war daher zuerst überrascht, daß das für uneinnehmbar geltende Fort de la Cruz ohne einen Schuß von 200 Mann genommen sein sollte, und ließ, auf die Bestätigung dieser Mit-

theilung hin, ein Truppencorps unter Palacio in die Stadt einrücken. Das geschah um Mitternacht; die Ueberraschung war eine vollständige. Die Soldaten schliefen, im Wahne, vom Fort beschützt zu sein, neben ihren in Pyramiden aufgestellten Waffen. Das Zelt des Kaisers wurde umringt, und dieser, einer der ersten Erwachenden, aufgefordert, sich zu ergeben. Er trat erhobenen Hauptes, mit dem Degen in der Hand, vor und erklärte, denselben nur dem Ober-Commandanten übergeben zu wollen. Escobedo, welcher eine Stunde weit entfernt war, wurde herbeigerufen und empfing den Degen des Kaisers. Es fand gar kein Kampf statt; nicht einmal ein Schuß wurde abgefeuert. Das Fort de la Cruz, welches den Schlüssel der Stadt bildete, wurde den Belagerern von demjenigen, der es zu vertheidigen beauftragt war, ausgeliefert.

Der Traum des Kaiserreichs war zu Ende. Vor drei Jahren war es, wo Maximilian in Vera-Cruz landete und im Triumphzug unter Glockengeläute und Jubelgeschrei des Volkes in die Hauptstadt einzog. Damals strahlte die junge Kaiserin Charlotte in Schönheit und Anmuth, heute irrt sie geisteskrank in den Gemächern von Miramare umher, und ihr Gemahl ist in der Gewalt der Gegner.

Ein Trauerspiel hat sich vor unsern Augen entrollt, wie es großartiger und poesiereicher kein Dichter ersinnen kann.

Vor Jahresfrist hatte Maximilian, wie es heißt, auf Andrängen des Befehlshabers der französischen Invasions-Armee, das Decret veröffentlicht, nach welchem alle Anhänger des Juarez, welche mit den Waffen in der Hand gefangen genommen würden, sofort hingerichtet werden sollten. Dieses Decret war wiederholt zur Ausführung gekommen. Es war demnach auch vorauszusehen, daß seine Sieger mit dem Rechte der Wiedervergeltung ihn vor ein Kriegsgericht zur Aburtheilung stellen würden.

Wir besitzen hierüber nur einen ausführlichen Bericht, und zwar in dem Pariser Journal „Figaro," den wir hier folgen lassen:

„Unter der Präsidentschaft des Generals Corona trat am 11. Juni ein Kriegsgericht in geheimer Sitzung zusammen, welches nach etwa vierstündiger Berathung den Kaiser Maximilian und die beiden Adjutanten Miramon und Mejia (einen geborenen Indianer) des Hochverraths für schuldig erklärte und die drei Angeklagten zum Tode verurtheilte. Sie wurden jetzt nach einem ehemaligen Kloster gebracht und hier streng bewacht. Namentlich erhielt die Schildwache den Befehl, Jeden niederzuschießen, der sich dem Gefängnisse nähern sollte. Nur dem Abbé Fischer (einem Deutschen), dem Beichtvater Maximilian's, war es gestattet, seinem kaiserlichen Herrn in der letzten Nacht seines Lebens Trost zu spenden. Ebenso fand sich zu dem Behuf der Bischof von Queretaro (Ort der Hinrichtung) in dem Gefängnisse ein.

Die Nacht verging den drei Gefangenen unter Beichten und leisen Unterhaltungen. Maximilian erbat sich Papier und Dinte und schrieb zwei Briefe, einen an die Erzherzogin Sophie, seine Mutter, den zweiten an seine Frau. Dem Brief an seine Frau fügte er eine Haarlocke bei, welche er inbrünstig küßte. Gegen 4 Uhr Morgens verlangte der Kaiser die Messe zu hören, welche der Bischof las. Hierauf nahmen der Kaiser und seine Schicksalsgenossen gemeinschaftlich das Abendmahl.

Als es 7 Uhr schlug, vernahm man die Musik der Procession und der Capitain Gonzalez trat mit den Binden in die Kapelle. Miramon ließ sich die Augen verbinden, ohne die geringste Bewegung zu machen. Mejia weigerte sich, dies thun zu lassen, und als nun der Capitain versuchen wollte, seinen Widerstand zu brechen, sagte der Bischof einige leise Worte zum General, worauf er sich die Augen verbinden ließ. Der Kaiser aber erklärte, daß er solches nicht dulden werde. Gonzalez zögerte einen Augenblick, grüßte dann den Kaiser und stellte sich an die Spitze der Escorte. Die Procession setzte sich in Marsch. Der Weg war mit einer Schwadron Lanciers bedeckt, dann kam die Musik, einen Trauermarsch spielend.

Ein Bataillon Infanterie, das Gewehr im Arm, in zwei Reihen, jede vier Mann hoch, bildete das Spalier. Als der Zug die große Spital-Pforte erreichte, sagte Mejia sehr laut: „Sire, geben Sie uns zum letzten Male ein Beispiel von Ihrem edlen Muthe; wir folgen den Schritten Ew. Majestät." In dem Augenblicke zogen die Franziskaner vorüber; die beiden ersten trugen das Kreuz und das geweihte Wasser, die übrigen hielten Kerzen. Jeder von den drei Särgen ward von einer Gruppe von vier Indianern getragen; hinterher folgten die drei schwarzen Hinrichtungskreuze nebst den Bänken. Capitain Gonzalez gab nunmehr Maximilian ein Zeichen, auszusteigen. Der Kaiser näherte sich muthig mit den zu den zwei Generalen gesprochenen Worten: „Vamos nos à la liberdad!" Die Procession bewegte sich langsam die Straße nach dem Kirchhofe hinan, indem sie über die Aquaductstraße hinten an der Kirche vorbeischritt. Bald beherrschte der Zug die ganze Ebene. Voran schritt der Kaiser, zu seiner Rechten der Abbé Fischer, zu seiner Linken der Bischof. Hinterdrein folgte, unterstützt von zwei Franziskanern, die ihm den Arm gaben, Miramon, und Mejia zwischen den beiden Priestern von Santa-Cruz. Als man den Gipfel des Hügels erreicht hatte, sah Maximilian starr die aufgehende Sonne an. Dann zog er seine Uhr und ließ eine Feder spielen, welche das überaus verkleinerte Portrait der Kaiserin Charlotte verbarg. Er drückte es an die Lippen und sagte, indem er dem Abbé Fischer die Kette reichte: „Ueberbringen Sie dieses Andenken meiner vielgeliebten Gattin in Europa, und sollte dieselbe Sie jemals verstehen können, so sagen Sie ihr, daß meine Augen sich schließen neben ihrem Bildniß, das ich mit nach oben nehme." Man hatte eine Stelle unweit der dicken, äußeren Kirchhofsmauer erreicht; dumpf zusammen hallten die Sterbeglocken. Nur die Personen vom Zuge waren zugegen, da man der Menge den Weg vertreten hatte, damit sie nicht die Anhöhe hinaneile. Die drei Bänke mit den Plankenkreuzen wurden gegen die Mauer gestellt; die drei

herankommandirten Peletons, je aus fünf Mann mit zwei Reserve-Unteroffizieren bestehend, näherten sich den Verurtheilten bis auf drei Schritte. Als der Kaiser die Bewegung der Gewehre bemerkte, meinte er, man stehe im Begriff, zu feuern, und näherte sich lebhaft seinen beiden Gefährten, die er mit rührender Inbrunst umarmte. Miramon sank überwältigt auf die Bank nieder, wo er zusammengesunken sitzen blieb; die Franziskaner legten seine Arme kreuzweise über einander. Mejia erwiderte die Umarmung Maximilians schluchzend mit Worten, die kein Mensch vernommen; dann kreuzte er die Arme über die Brust und blieb aufrecht stehen. Der Bischof sagte im Nähertreten zu Maximilian: „Sire, geben Sie ganz Mexiko in meiner Person den Kuß der Versöhnung; möge Eure Majestät im letzten Augenblicke Alles verzeihen!“ Der Kaiser, innerlich sichtbar erregt, ließ sich umarmen und schwieg. Dann rief er mit starker Stimme: „Sagen Sie Lopez, daß ich ihm seinen Verrath verzeihe; sagen Sie ganz Mexiko, daß ich ihm sein Verbrechen verzeihe!“ Hierauf drückte Se. Majestät dem Abbé Fischer die Hand, und dieser, dem die Stimme den Dienst versagte, fiel dem Kaiser zu Füßen und benetzte dessen Hände, die er küßte, mit seinen Thränen. Viele von den Umstehenden weinten; Maximilian machte leise seine Hände los und sagte, indem er einen Schritt vorwärts machte, ironisch mit einem schwermüthigen Lächeln zu dem Offizier, der die Hinrichtung kommandirte: „A la disposicion de usted!“ In dem Augenblicke, wo auf ein Zeichen mit dem Degen die Gewehre auf seine Brust angelegt wurden, murmelte er einige Worte auf Deutsch, und die krachenden Schüsse hüllten die Zuschauer in eine Rauchwolke. Miramon rollte schwerfällig wie vom Blitz getroffen nieder. Mejia blieb stehen und warf die Arme in der Luft umher; ein Schuß aus nächster Nähe in's Ohr machte seinem Leben ein Ende. Der Kaiser fiel auf das Kreuz, an welches er sich angelehnt; man hob ihn sofort auf und legte ihn mit den beiden Generalen in den Sarg. Das Begräbniß

fand sofort in dem Kirchhofe statt und der Bischof ertheilte die Absolution. ....

Der General Corona ließ den Bischof rufen und forderte von ihm, daß er ihm die Briefe zustelle. Der an die Erzherzogin Sophie wurde nicht eröffnet; er war an die Mutter des Verurtheilten und konnte nichts Gefährliches enthalten. Der an die Kaiserin Charlotte wurde aus ernsten politischen Gründen aufgebrochen und gestattete dem Secretair, Abschrift davon zu nehmen. Derselbe lautet im Original:

„Meine vielgeliebte Charlotte! Wenn Gott es zuläßt, daß Du wieder genesest und diese Zeilen liest, so wirst Du die ganze Grausamkeit des Schicksals kennen lernen, welches mich ohne Unterbrechung schlägt seit Deiner Abreise nach Europa. Du hast mit Dir mein Glück und meine Seele fortgeführt. Warum habe ich Deine Stimme nicht gehört? — So viele Ereignisse, ach! so viele plötzliche Schläge haben die Fülle meiner Hoffnungen zerstört, so daß der Tod für mich eine glückliche Befreiung und keine Agonie ist. Ich werde glorreich fallen, wie ein Soldat, wie ein besiegter König, nicht entehrt. — Wenn Deine Leiden zu heftig sind, wenn Gott Dich bald mit mir vereinigt, so werde ich seine göttliche Hand segnen, welche uns schwer getroffen hat. Adieu, Adieu!

Dein armer Max."

Das Urtheil der öffentlichen Meinung über die Hinrichtung Maximilian's hat sich in Europa entschieden ausgesprochen. Wir fügen hier einen Artikel der „Post" an:

„Als die Kunde von dem blutigen Ereignisse des 19. Juni nach Europa gelangte, war der erste Eindruck der des Schmerzes und der Entrüstung. Die Persönlichkeit des Opfers, sowie der ganze Verlauf des mexikanischen Abenteuers, welches zu einer so tragischen Katastrophe führte, nahm die Sympathie zu gewaltig in Anspruch, als daß eine objective Würdigung der Thatsachen sich alsbald Eingang verschaffen konnte.

Die zweite Empfindung war die des Grolles, welcher gegen Frankreich die Anklage des Verraths hervorrief.

Der „Moniteur" hat von dem ersten Eindruck der Trauerkunde Nutzen zu ziehen versucht, indem er den Schmerzensruf fast bis zur Carricatur steigerte, um ihn schließlich in ein wildes Rachegeschrei umzustimmen.

Die Sprache des „Moniteur" verhehlte nur schlecht ein böses Gewissen, welches die Zeichen des Schmerzes übertreibt, um Anklage in Mitleid zu verwandeln. Aber „das Blut Maximilian's fällt auf Frankreich", rief Jules Favre im Corps législatif und darauf gab Herr Rouher die kahle Rechtfertigung: die französische Regierung habe Maximilian wohl zwanzig Mal gebeten, mit den französischen Truppen zurückzukehren.

Ist das eine Rechtfertigung der französischen Politik, nachdem sie den unglücklichen Maximilian bestimmt hatte, sich auf das Abenteuer einzulassen, welches nur unter standhafter Mitwirkung Frankreichs gelingen konnte?

Sagen wir: auf das Abenteuer?

Für den ritterlichen Maximilian, für den Erzherzog, der von Jugend auf zu Regententugenden erzogen, lange Jahre hindurch auch in den Pflichten sich geübt hatte, war die Annahme der Kaiserkrone kein Abenteuer, sondern ein Beruf, an welcher er alle Kräfte seines Daseins zu setzen sich verpflichtet glaubte.

Es sind jetzt Kundgebungen genug vorhanden, welche beweisen, daß sich Maximilian über seine Lage nach dem Abzuge der Franzosen nicht täuschte; daß er aber nicht wie ein Abenteurer enden und diejenigen im Stich lassen wollte, welche sich seiner Sache angeschlossen hatten.

Die französische Politik sagte sich von einem Abenteuer los; Maximilian fiel, ein Opfer seiner Regententreue — darin liegt die Differenz.

Wenn jetzt der „Moniteur“ zu einem Rachezuge gegen Mexiko aufreizen möchte, so würde ein solcher nur die Politik des Abenteuerns fortsetzen. Wir glauben aber nicht, daß der Ruf der Rache Wiederhall finden wird.

Wäre der Rest aber — Schweigen?

Zwar die englische Regierung sagt einfach: Maximilian est mort — vive Juarez! Das mag gut für England sein, welches heute einen Garantie-Vertrag schließt und anderen Tages durch Lord Stanley im Unterhause sagen läßt: Wir haben damit keine Verbindlichkeit übernommen und Ihr habt es ja übrigens in der Hand, uns durch parlamentarische Mittel an der Erfüllung zu hindern — wir glauben aber nicht, daß Europa dieser Politik beipflichtet. Zwar sagt man: Die Hinrichtung Maximilian's ist lediglich der Rückschlag seines Decrets vom 3. October 1865 — dessen intellectueller Urheber Marschall Bazaine sein soll. Aber so wenig wir dieses Decret in Schutz nehmen wollen, so kann es sich doch mit seiner Absicht entschuldigen; es wollte die Juaristen durch Schrecken zur Unterwerfung bringen. Durch die Gefangennehmung Maximilian's wurden die Kaiserlichen — auch in Mexiko und Vera-Cruz — zur Unterwerfung gebracht; die Hinrichtung bleibt daher ein überflüssiger Act der Barbarei.

Und es wäre keine Pflicht des civilisatorischen Interesses, eine Verdammung dieser Blutthat auf eine solenne Weise kund zu geben? Diese Frage wird wohl nicht verneint werden. Aber welche Mittel stehen der Politik zu Gebote, um ein Verdict auszusprechen?

Wenn die Rache nicht mit bewaffneter Hand einschreiten soll, so bleibt gewiß Nichts übrig, als die Gemeinschaft mit der Barbarei aufzugeben, um dieser nicht noch durch Fortsetzung freundschaftlichen Verkehrs eine moralische Unterstützung zuzuführen. Die

europäischen Höfe haben deshalb ihre diplomatischen Vertreter aus Mexiko abzuberufen.

Das ist Gefühlspolitik — wendet man ein; damit giebt man das Interesse unserer Landsleute preis.

Nun — wenn jeder Act, welcher im Interesse der Humanität und Civilisation gegen die brutale Ausübung der Gewalt protestirt, als Gefühlspolitik abgewiesen werden darf; so unterwerfe man sich einfach dem Faustrecht. Gegen ein solches würde aber auch eine diplomatische Vertretung nicht Viel helfen, wenn es sich gegen unsere fernen Landsleute kehrt.

Ist es aber politisch, die vollendete Thatsache anzuerkennen, so bietet Mexiko doch wahrlich keine solche dar, wenn auch Juarez den Kaiser hat erschießen lassen.

Man beglaubigt Gesandten doch nicht bei der — Anarchie!"

Wir schließen mit einem Nachruf, den die „P.-C." dem Andenken des Todten weiht:

„Eine erschütternde Trauerkunde ist aus Amerika eingetroffen: Kaiser Maximilian von Mexiko ist von den siegreichen Republikanern zum Tode verurtheilt und erschossen worden. Es sind kaum vier Jahre, daß der Erzherzog Maximilian von Oesterreich, ein Bruder des Kaisers Franz Joseph (geboren am 6. Juli 1832), ein hochbegabter, ritterlicher und hochstrebender Fürst, von der damaligen provisorischen Regierung in Mexiko und der von dieser berufenen Versammlung der Großen des Landes in Uebereinstimmung mit den Wünschen des Kaisers Napoleon zum erblichen Kaiser von Mexiko berufen wurde, kaum drei Jahre, daß er mit seiner schönen und hochherzigen Gemahlin Charlotte, Tochter des verstorbenen Königs Leopold I. von Belgien, seinen Einzug in die Hauptstadt des neugegründeten Reiches hielt. Aber von Anbeginn war seine Herrschaft in dem fremden, tief zerrütteten Lande eine

Kette von schweren Sorgen und immer wachsenden Schwierigkeiten, bis das Kaiserthum, der Stützen beraubt, unter deren Schutze es gegründet war, wieder zusammenbrach, mit ihm das Werk europäischer Politik und Civilisation, dessen Ausführung Maximilian übernommen hatte. Vergeblich hat die Kaiserin Charlotte neue Hülfe für den unglücklichen Fürsten in Europa zu gewinnen versucht, ihre verzweifelten und eitelen Mühen hatten schließlich ihren Geist tief erschüttert und umnachtet. Jetzt hat die Botschaft von dem gewaltsamen Tode des Kaisers die traurigen Geschicke des edlen Fürstenpaares vollendet. Der Schmerz der erhabenen Fürstenhäuser, denen Kaiser Maximilian und seine Gemahlin angehören, wird von dem preußischen Königshause, und gewiß auch von dem Volke auf's Tiefste getheilt."

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

Druck von J. Hoffschläger in Berlin.



